

Raus ins Offene

Lange stritten sich Architekten vor allem über die Fassaden. Eine neue Generation lässt sie einfach weg - und wickelt spektakuläre Gärten, Straßen und Plätze um ihre Gebäude



Brauchen Häuser wirklich Fassaden - und was passiert, wenn sie verschwinden? Farshad Mehdizadehs „Tehran Eye“ (oben), Querkrafts neuer Ikea für Wien. Fotos Farshad Mehdizadeh Design, Picture Alliance

Der vor kurzem verstorbene französische Architekt Claude Parent hat immer wieder erzählt, wie er einmal einen großen Fehler machte: Er hatte den Auftrag bekommen, für die Handelskette Goulet-Turpin, die 1958 den ersten Supermarkt in Frankreich eröffnet hatte, ein paar möglichst spektakuläre Einkaufszentren zu bauen. Er entwarf etwas, das an futuristische Befestigungsanlagen für eine extraterrestrische Zivilisation erinnerte, und wenn über die Betonrampen seiner Hypermarchés statt misrauscher Hausfrauen auf dem Weg zum Sonderangebot grünleuchtende Gestalten mit sechseckigen Köpfen und Tentakelarmen marschiert wären, hätte man sich angesichts dieser Architektur nicht gewundert.

Parents Supermärkte werden gerade als Meisterwerke der französischen Betonmoderne unter Denkmalschutz gestellt, das Problem damals war nur: Die Leute führen nicht hin. Die Goulet-Turpin-Märkte sahen zu teuer aus, zu sehr wie Großskulpturen, moderne Märchenpaläste - nicht wie Orte, wo die Dinge billiger als irgendwo sonst sind. Die Konkurrenz von Carrefour hatte für ihre Hypermarchés eine ganz andere architektonische Botschaft gewählt, und die hieß: gar keine Architektur. Carrefour ließ auf dem Land riesige, gesichtslose, billige weiße Lagerhallen bauen, an denen nur groß der Name Carrefour stand, sonst nichts. Schon von weitem sah es so aus, als ob alles hier sehr billig sei. Wenig später ging Goulet-Turpin ein, und die Lager- und Kistenarchitektur setzte sich als effizienteste Hülle für Konsumbauten durch.

Auch die Möbelkette Ikea baute so: Vor der Stadt entstanden riesige blaue Kisten, auf denen so groß Ikea stand, dass man es auch bei 100 Stundenkilometern auf der Autobahn im Vorbeifahren lesen konnte, die Fassade war sozusagen ihre eigene Werbetafel geworden, die Kiste war die Message. Die Einkaufskisten, die auf jede architektonische Ambition verzichteten, waren natürlich auch die Endstufe der modernen Architektur in einem Jahrhundert, in dem alles um die Bedürfnisse des Autos herumgebaut wurde: Der Deal bei Ikea war: Du (schon damals wurde der Kunde, wie heute bei Facebook, Apple und so weiter üblich, im Namen der Wegsparung aller überflüssigen Kommunikationsgirdanden robust angeduzt) kommst mit deinem eigenen Auto, schleppst alles, was du brauchst, aus dem

Einkaufslager hinein und baust es zu Hause selbst auf, dadurch wird es konkurrenzlos billig - und so sah man an jedem Wochenende Karawanen von Familien auf den Parkplatz vor der großen fensterlosen Ikea-Wand parken, die wie das Versprechen eines immerblauen Himmels hinter all den Versuchen, sich einzurichten, stand; Kunden schoben Wagen voller Krempel an ihre Kofferräume, hielten Sofas auf Dachgepäckträger und rollten so beladen mit ihren Autos in den großen Stau hinein, der sie und ihre Einrichtungsbeute auf dem Weg in ihre Vorstadthäuser ausbrennte.

Weil mit alledem im 21. Jahrhundert Schluss sein soll, hat Ikea sein Konzept verändert: Jetzt soll es mehr City-Märkte geben, in denen man kein Auto mehr braucht; der neueste Innenstadt-Ikea wird am Wiener Westbahnhof gebaut. Das junge Wiener Büro Querkraft hat einen Bau entworfen, der auf den ersten Blick so aussieht, als ob die klassische Ikea-Box ihre Fassade abgeworfen hätte und man von außen ins Innere des so gehüteten Lagers hineinschauen kann. So ohne Fassade erinnert der Bau natürlich auch an eines von Ikeys erfolgreichsten Produkten, das Regal; das Gebäude wird sozusagen Mobilfunk für die Stadt, die Stadt selbst eine Art großes Freiluftwohnzimmer. Auf dem Ikea-Regalbau werden mehr als hundert Bäume wachsen. Solche

Man kann am Haus viel weglassen - aber die Fassade? Was passiert, wenn die Trennung von innen und außen fällt?

massiv begrünten Fassaden sind immer häufiger zu beobachten, Stefano Boeri entwickelte mit seinem Mailänder „Bosco Verticale“ einen erfolgreichen Prototypen, der gerade überall in der Welt nachgebaut wird. Aber Boeris Bauten sind immer noch Häuser mit etwas größeren Balkonen, die etwas üppiger bepflanzt werden. Bei der neuen Generation von Bauten, zu denen auch Querkrafts Ikea gehört, ist die Sache nicht so klar; wo fängt hier das Innere an? Früher trennten Fassaden wie ein Schnitt den Außen- vom Innenraum, das Private vom Öffentlichen, und die Architekten stritten sich

ausgiebig über die Botschaften, die diese Fassadenbilder in die Stadt stellen sollten. Berühmt ist der große Berliner Fassadenstreit, bei dem Anhänger der alten europäischen Stadt mehr Stein als Glas und vertikale Fenster sehen wollten, wogegen die Stahl-und-Glas-Fraktion Sturm lief - aber dass einmal eine Generation kommen würde, die die Fassade als Schnitt im Raum generell für obsolet erklären würde, damit hatte keiner gerechnet.

Man könnte das Ikea-Gebäude gerade noch als Kiste mit einem vor die unsichtbare, aber existente Fassade gestellten umlaufenden Regal und einem großartigen Suk-artigen Dachgarten beschreiben. Schwieriger wird es bei den defassadierten Neubauten, die eine junge Architektengeneration anderswo baut, in Teheran etwa, wo trotz widriger Umstände gerade eine der interessantesten Architekturszenen der Welt entstanden ist.

Dort soll der junge Architekt Farshad Mehdizadeh eine erfolglose neungeschossige Shoppingmall umbauen, die sich an der Shariati Street befindet - und umbauen ist hier im doppelten Wortsinn gemeint, denn er baut um die Kiste etwas herum, was nicht nur ein Fassadenmantel, sondern genau so groß ist wie die eigentliche Shoppingcenter. Mehdizadeh faltet Fußgängerwege, Plätze, Parks zu einem öffentlichen Raum auf; die Fassade wird so vom Schnitt, von einer Trennwand, zum eigenen Raum, sie ist genauso groß und tief wie der Bau dahinter, was die Begriffe, mit denen man Raum und Stadt bisher beschrieb und dachte, ordentlich durcheinanderbringt: Was, wenn man in der Fassade besser wohnen kann als in dem sogenannten Haus dahinter? Wo fängt hier das Private an, wo endet das Öffentliche? Das werden zunächst mal Macht- und Besitzverhältnisse klären. Die fassadenlosen Häuser sind erstmal auch nur Bilder für erhöhte Zugänglichkeit, sowohl der neue Ikea wie Mehdizadehs „Tehran Eye“ werden privat finanziert, und es ist unklar, welche Teile etwa der Teheraner Struktur nachts zugänglich bleiben, und für wen.

Dennoch liegt etwas grundlegend Neues im Abschied von der Fassade (genauer gesagt: in der Art und Weise, wie die Trennung von innen und außen in den neuen Fassadenlabirinth aufgelöst und versteckt wird). Das Vorbild dafür findet sich nicht im europäischen Städtebau, wo die Frage, ob etwas Straße oder Innenraum ist, immer recht deutlich durch

Wände und Fassaden beantwortet wurde, sondern eher im Suk, dem traditionellen arabischen Markt. Dort kann man beobachten, wie der private und der öffentliche Raum nicht durch Wände und Türen, sondern durch Labyrinth voneinander getrennt und miteinander verbunden werden; die Frage, wie weit man hineinkommt, wird nicht mit Raumtrennern entschieden, sondern immer wieder neu verhandelt. Die Markthäuser etwa sind so organisiert, dass an der Straße die Ware ausgebreitet wird; daran schließt sich ein tiefes Lager an, das man betreten kann, in dem man sich aber bald wie in einem labyrinthischen Dickicht aus Dingen verläuft.

Eine Generation von jungen Architekten sortiert den öffentlichen Raum neu und stellt andere Fragen

Am Ende dieses Labyrinths trifft man dann oft den Kassenraum und auf Kinder, die in einem Hof spielen oder schlafen; keine abschließbare Tür trennt sie von der Straße; trotzdem sind sie dort sicher, schon, weil das Labyrinth durch die schiere Zeit, die man braucht, es zu durchqueren, sie besser beschützt als eine schnell aufzubrechende Tür.

Für westliche Gemüter ist das trotzdem eine Zumutung; an nichts hängt der Westen so wie an der abschließbaren Tür, vor nichts hat er so viel Angst wie davor, dass jemand Unbefugtes sich erfolgreich aufbricht. Dass die westliche Definition des privaten Raums mit Angst und Aggression besetzt ist, zeigt schon die Etymologie des Worts „privat“ - es kommt von *privare*, was im Lateinischen „rauben, stehlen“ bezeichnet. Das „Private“ ist also etwas, das man der Gemeinschaft „geraubt“ hat. Innenräume sind in westlichen Kulturen schon deshalb über das Unbehagen definiert, jemand könne sie sich zurückholen wollen. So sitzt die Angst hinter noch den schönsten Fassaden. Was es für eine Gesellschaft bedeutet, wenn diese Fassaden sich auflösen zu günstigen zugänglicheren Labyrinth, könnte sich schon bald in einer neuen Architektur zeigen, die sich nicht mehr über das definiert, was sie von der Außenwelt trennt. NIKLAS MAAK

NACKTE WAHRHEITEN

DIE BASS-DRUM HAT IMMER RECHT

20 oder 22 Jahre „Tomboy“, von und mit Thomas Meinecke

VON TOBIAS RÜTHER

Der Fehler im Termin passt zum erzählerischen Verfahren und intellektuellen Anliegen: „20 Jahre Tomboy“, so steht es auf dem Flyer, mit welchem das Interdisziplinäre Zentrum für Geschlechterforschung der Uni Greifswald eingeladen hat, um Thomas Meinecke aus seinem Roman lesen und Platten auflegen zu hören; Meinecke tut das erst in einem Hörsaal im backsteinernen Institut und danach, einen kurzen Fußweg entfernt, durch die Nacht im „Club Rosa“.

Doch es ist sogar schon zweiundzwanzig Jahre her, dass „Tomboy“ erschien, 1998, am Anfang der Berliner Republik. Zeitgleich hatte Rainald Goetz sein Online-Tagebuch „Abfall für alle“ begonnen, etwas lag in der Luft, verließ die Nischen von Akademie und Magazinen; der Ernst in der Behandlung popkultureller Phänomene wurde selbst populär. Diese zwei Jahre Differenz aber, der Fehler im Flyer: Meinecke lacht darüber. Sie passt halt.

Denn „Tomboy“ - 251 Seiten aus dem Denken, Reden, Leben und Sex einiger Heidelberger Figuren Mitte zwanzig, die aushandeln, was sich hinter den Vorstellungen von „Mann“ und „Frau“ verbirgt - ist zwar tatsächlich historisch geworden. Aber dann wiederum überhaupt nicht: Weil die vielen Namen auf diesen Seiten - Bands wie Bikini Kill und Sleater-Kinney, Akademikerinnen wie Judith Butler, Luise F. Pusch, Donna Haraway - damals zwar das Avancierteste versprachen, was zu kriegen war zwischen Seminar und Plattenladen. Der sogenannte Genderdiskurs aber, den man mit solchen Namen verbindet, ist erst jetzt in der breiten Öffentlichkeit angekommen, wenn gestritten wird über Unisextoiletten, Sternchen in gedruckten Pausen in gesprochenen Sätzen.

Dieser Diskurs hat den Appeal modischer Popkultur verloren, den er zu „Tomboys“ Erscheinen noch hatte. Er ist Lehrstoff geworden, aber vor allem zum Alltagskonflikt der Gegenwart. Deren theoretische Voraussetzungen sind damals gelegt und bis heute entweder praktiziert, kritisiert oder zurückgewiesen worden. „Tomboy“ zweiundzwanzig Jahre später aufzuschlagen fühlt sich deswegen an, als wäre man in einer Zeitmaschine gelandet, die sich im Kreis dreht.

Und wenn sich was im Kreis dreht, muss man gleich von Schallplatten anfangen, denn auch das passt zum Musiker, Autor und DJ Thomas Meinecke. Dessen Schreibweisen des Samplings, Namedroppings und Zitats („Tomboy“ ist mehr Sound als Erzählung) er auch selbst aus der Leidenschaft für afroamerikanische Musik erklärt. Weil in ihr jenes „Dislozierte, Marginalisierte, Exzentrische“, wie Meinecke es nennt, hörbar und tanzbar wird, dem er seine intellektuelle wie leidenschaftliche Hin-



gabe bis heute widmet. In fünf weiteren Romanen hat Meinecke das „Tomboy“-Projekt fortgesetzt, im letzten, „Selbst“ von 2016, taucht der Roman dann als Seminarstoff auf; Meinecke liest auch daraus vor. In all der Zeit hat er

aber weiter Musik gemacht, aufgelegt und vor allem diskutiert. „Das Schreiben ist dem Musikalischen nachgeordnet“, sagt er vor der Lesung, *backstage* im Institut, „die Musik weiß es immer noch als Erstes. Sie kann es aber nicht in Worte fassen. Und dann kommt so ein Fan oder Knecht“ - er meint sich selbst - und schreibt auf, warum die Bass-Drum plötzlich so klingt. Aber die Bass-Drum hat natürlich immer recht.“

„Tomboy“, Meineckes Bestseller, sollte „ein Kniefall sein vor der feministischen Dekonstruktion“, deren Autorinnen Meinecke „Augen und Ohren geöffnet und bis heute offen gelassen haben.“ Judith Butler vor allem, die auf jeder dritten Seite von „Tomboy“ vorkommt, inzwischen steht die Philosophin, die auch einmal in Meineckes geliebtem Heidelberg studiert hat, im Verdacht, Antisemitin zu sein. Im Hörsaal geht es aber allem um die Frage, wie dieser Roman auf ein junges Publikum wirkt, welches die Quellen von „Tomboy“ entweder googeln muss oder längst von Lehrplänen kennt. Für die Germanistin Heide Volkening, die Meinecke nach Greifswald eingeladen hat und moderiert, ist „Tomboy“ ihr Generationenbuch, „das ist ein Roman über uns“, habe sie beim Erscheinen gedacht; damals war sie selbst in einem Münchner Graduiertenkolleg zur Genderforschung, „das sind wir“, sagt sie und klingt wie ein Refrain von Blumfeld dabei.

Ihre Studierenden aber richten an diesem Abend den Blick dann vielmehr darauf, wo Meineckes hyperreferentielles und doch analoges Buch im Verhältnis zum digitalen Fortschritt steht, der damals doch längst begonnen habe. Meinecke, der immer noch nicht übers Herz bringt, das Wort „Handy“ in seine Romane zu schreiben, versteht die Diskrepanz. Aber, muss man wohl so sagen: Der Stoff hat ihn kaltgelassen.

„Ich mag Überforderung“, sagt er stattdessen, „ich bin nicht interessiert an einer souveränen Position, die nur verbreitet, was gesichert ist.“ Liest aus dem verbreiteten, als Seminarstoff gesicherten „Tomboy“, lacht über die nicht enden wollenden Attribute darin, die er, in einem Roman über Zuschreibungen, auch formal zum Gegenstand machen wollte, „der postlacanistische Gelehrte“, die „zwangsheterosexuelle Freundin Vivian“. Und dann geht Thomas Meinecke, Träger des Berliner Literaturpreises 2020, ins „Rosa“, um schwule Clubmusik der neunziger Jahre aufzulegen.

■ KLEINE MEINUNGEN

Hip-Hop War das ein großer Witz? „Ein typischer K.I.Z.-Schenkellopfer“ eigener Rap-Crew, die bis zu ihrem letzten Album „Hurra die Welt geht unter“ (2015) deutschen Rap genauso parodiert hat wie jene „Abteilungsleiter der Liebe“, die ihren



outgesourceten Angestellten zum Abschied einen Schokohasen schenken. Tarek, der als erstes Mitglied ein Soloalbum veröffentlicht hat, lud zur Hörprobe von „Golem“ (Tarek K.I.Z. & Eklat) in die Start-up-Welt des „Youtube Space“ in Berlin, wo sonst Influencer drehen. Offenbar kam ihm die Kombination K.I.Z. und Youtube aber selbst nicht ganz optimal vor, jedenfalls forderte die Einladung auf, den Ort „aus rechtlichen Gründen“ nicht zu nennen - eine Bedingung, die man hoffentlich nicht durch ein Häkchen unter irgendwelche Google-AGBs vor sechs Wochen akzeptiert hat. Anyway. Viele Securities später saßen Medien- und Musikmenschen sowie einige ausgeloste Fans in einer Art Hörsaal, den man sogar für den Klogang bloß in Sicherheitsbegleitung verlassen durfte. Man wollte aber bald auch nicht mehr raus. Wie Tarek seine persönlichen Songs mehr sang als rappte, begleitet vom Orchester um den Komponisten Ralph Heidel - das war schön. Und als dann noch Nico und Maxim von K.I.Z. vorbeikamen und Nico zweimal falsch rappte, weshalb „Hurra die Welt geht unter“ zur Freude aller wiederholt werden musste, war alles mehr als gut. Die Aufzeichnung der „Golem Session“ kann man sich jetzt anschauen: auf Youtube! flos.

Zeitschleife Die 1915 in Kalifornien geborene Autorin Jean Stafford, in den fünfziger und sechziger Jahren auch in Deutschland viel gelesen und gerühmt, ist danach aber in Vergessenheit geraten. Der Schweizer Dörlemann Verlag hat jetzt ihren

Roman „Die Berglöwin“, der 1947 erschien und von der Kritik begeistert aufgenommen wurde, in neuer Übersetzung von Adelheid und Jürgen Dormagen herausgebracht. Eine unheimliche Zeitschleife: In der Geschichte der beiden Geschwister und Außenseiter Molly und Ralph, die in einem typischen Vorort eines amerikanischen Städtchens in den dreißiger Jahren aufwachsen, begegnet einem das von Kindheit an aus den farbsatten Nachkriegsfilmen Bekannte, das man aber erst jetzt in seiner ganzen Ungeheuerlichkeit begreift: wie der amerikanische *Way of Life* die Unterschicht packt, ihre Wurzeln kappt und sie in die Welt des Massenkonsums katapultiert. Nichts ist hier mehr „echt“, weder Wünsche noch Interessen noch Gefühle. Die Kinder wachsen in einer Kulisserie heran, in der die Erwachsenen ständig „Werte“ vor sich her tragen, die ihre innere Leere, ihre Erfolgs- und Aufstiegsgier kaschieren sollen und reine Heuchelei sind: Patriotismus, religiöse und moralische Überzeugungen, Bildung, Manieren. Den Kindern wird mit unaufhörlichen Bemühungen und unter unerbittlicher Missachtung ihrer Bedürfnisse ausgezogen, was ihr Wesen ausmacht: das Stück Wildnis, das sie in ihren Körpern tragen. Das kann nicht gutgehen und geht auch nicht gut. beba